

Ein handschriftlicher Lebenslauf des Oberlausitzer Malers Carl Gottlieb Rolle

Von Werner Andert

Im August 1939 veranstaltete der Humboldtverein zu Ebersbach im Heimatmuseum der Lausitzbände eine Sonderchau: „Handschriften und Dokumente aus sechs Jahrhunderten“. Damit erhielt die Öffentlichkeit zum erstenmal Einblick in eine bisher unbekannte Seite der Arbeit dieses hauptsächlich durch seine naturwissenschaftlichen und volkstümlichen Schätze weit bekannten Museums. Die Schau beruhte auf der reichen Urkunden- und Dokumentensammlung des verstorbenen Erlantenerforschers A. Bergmann. Unter dem Druck der Sammeleifer A. Bergmanns vor dem Untergang bewahrten Gut finden sich viele Stücke von besonderem geschichtlichen Wert. Um diese wichtigeren geschichtlichen Zeugnisse einem größeren Kreise zugänglich zu machen, ist ihre Veröffentlichung an geeigneter Stelle geplant.

Sehr aufschlußreich für die Kunstgeschichte der Heimat ist die handschriftliche Lebensbeschreibung des 1814 in Reichenau geborenen Historienmalers Carl Gottlieb Rolle. Die Werke des Künstlers zieren noch heute bedeutende Gemäldeansammlungen. Eine schöne Auswahl aus seinem Schaffen konnte man in der Ausstellung „Oberlausitzer Kunst im 19. Jahrhundert“ 1935 in Zittau sehen.

Die Handschrift umfaßt $7\frac{1}{2}$ von Rolle selbst eingetragene Foliosseiten. Der Maler schildert hier, sprachlich freilich oft recht unbeholfen, seinen künstlerischen Werdegang bis zum 10. Januar 1845. Seine letzten Lebensjahre bis zu seinem 1862 erfolgten Tode sind also nicht mehr mit beschrieben. Der in Ebersbach aufbewahrte Lebenslauf berührt sich an vielen Stellen mit der Abhandlung Rolles „Mein Verhältnis zu einem Teile der tonangebenden Künstlerschaft Dresdens“, die P. C. Richter aus den hinterlassenen Schriften am 5. August 1901 in der wissenschaftlichen Beilage des „Dresdener Anzeigers“ veröffentlichte. Durch die eingehende Beschreibung des dörflichen Lebens in Reichenau vor über 100 Jahren besitzt der vorliegende Lebenslauf für die Volkskunde der Oberlausitz jedoch noch besondere Bedeutung. Ueberdies läßt uns der schwere Kampf, den Rolle in den ersten Jahren mit Not und Armut zu bestehen hatte, den Künstler auch menschlich besonders nahe treten. Sein Weg vom väterlichen Weberhaus bis zum ersten künstlerischen Erfolg ist ein bezeichnendes Beispiel für den zähen Willen und Lebensmut des heimatlichen Menschenschlages. Der Lebenslauf lautet:

„Ich, Endesunterzeichneter, wurde geboren am 15. August 1814 zu Reichenau bei Zittau, wo meine Eltern noch leben und der Vater Häusler und Weber ist. Von noch zwei Brüdern bin ich der älteste, Schwestern habe ich nicht.

Da in der ersten Zeit ich teils kränklich, teils sehr bequem war, so wurde ich sehr zeitig in eine autorisierte Winkelschule, welche ein alter Einwohner hielt, geschickt, um neben der Buchstabenkenntnis mir auch, da diese der Wohnung meiner Eltern ziemlich fern lag, das Gehen anzueignen. Später kam ich in die Hauptschule, in welcher ich dann bis zu meiner mit 13 Jahren erfolgten Konfirmation verblieb, wo ich aber nicht durch die Schuld meiner Lehrer wohl aber meinem wenigen Streben zufolge sehr wenig lernte. Als ich sie verließ, konnte ich kaum eine Zeile ohne Anstoß lesen. Unter den nicht eben mannigfaltigen Lektionen fesselten mich am meisten Geschichte und Geographie.

Da mein Vater nie mit meinem Wunsche, Maler werden zu wollen, einverstanden war, mir aber zu jedem anderen möglichsten Beistand zu gewähren versprach, soweit es nur immer seine, leider nur geringen Mittel gestatten würden, so mußte ich vorläufig den Weg aller Reichenauer, freilich mit dem unsäglichsten Widerwillen, den hinter den Webstuhl antreten, an welchem ich bis zu Oktober 1828 gefesselt blieb, von welchem ich dann der Erfüllung meines Wunsches entgegen ging. Ich kam nach Dresden, und am 20. d. M. ging ich überglücklich das erste Mal mit dem Reißbrett unter dem Arme in die Akademie.

Wodurch die unbesiegbare Liebe zur Nachbildung sichtbarer Gegenstände in mir entstanden (ist), weiß ich nicht. Leichter aber ist es zu sagen, wodurch sie genährt wurde. Ich lasse daher einiges darauf bezügliches folgen, wovon manches aber einer Zeit angehört, von der ich nur die unbestimmtesten Erinnerungen habe, das aber doch durch Erzählung, namentlich der Mutter wieder Nebelbildern gleich in mir aufsteht. Diesen zufolge malte ich schon als Kind von 4 Jahren und zwar derart, daß man doch erkennen konnte was ich darstellen wollte. Das erste Material, was ich dazu verwendete, war die weiße Kreide, mit der ich alle Wände und Dielen vollschmierte, so daß mir diese auf alle Weise unzugänglich gemacht wurde. Bald aber genügte mir aber die Kreide nicht mehr. Ich wollte mit dem Pinsel ordentlich malen, was ich bei dem Tischler oft sah, wo Kommoden und Schränke mit bunten Blumen bemalt wurden. Da meinem Verlangen nach Pinsel und Farbe aber durchaus keine Folge gegeben wurde, so mußte ich mir diese, so gut es gehen wollte, selbst zu verschaffen suchen. Farbe war bald gefunden. Emsig wurden Ziegel geklopft, deren schöne rote Farbe mich besonders anzog. Aber Pinsel — das war eine schwerere Aufgabe! Doch auch für diese wurde in den Stielen der Birnen, den Zweigen der Rutenbesen, deren Spitze gekaut wurde, ein anfangs genügendes Surrogat gefunden. Es muß aber sehr bald eine Aechtung meiner Kunst erfolgt sein; denn ich sah mich in wahrscheinlich sehr kurzer Zeit auf die Stube meiner Großmutter, die als Auszüglerin im Hause war, beschränkt, und auch da muß meine Freiheit nur auf einem sehr kleinen Fleck reduziert gewesen sein. Die Großmutter war Näherin und saß demnach den ganzen Tag rubig am Tische. Sie ging, wie es auf dem Lande gebräuchlich, barfuß und hatte nur schwarze Lederpantoffel an, die ich dann für meine Zwecke sehr geeignet fand. Ich saß also bei ihr unter dem Tische und malte nach Herzenslust diese voll Figuren, unter denen Tannenbäume und Häuser besonders häufig vorkamen. Waren die Pantoffel voll, so wurde auch das bloße Bein als Grund nicht verschmäht. Da ich aber mittlerweile kleine Pinsel in Kielen gesehen hatte, die andere Kinder besaßen, so genühten mir die hölzernen nicht mehr. Ich wollte nun solche aus Haaren haben, aber mein Wunsch war noch immer vergebens. Ich war wieder auf Eigenhilfe verwiesen. Federkielchen fanden sich überall und Haare, freilich nicht die rechten, auf meinem eigenen Kopfe! Mir war dadurch so leidlich geholfen; doch aber wollten diese Fabrikate nicht lange halten, und meine eigentümliche Frisur fiel bald auf. Ich wurde von der Mutter deshalb ins Verböt genommen. Da ich aber gar nichts böses darin finden konnte, erklärte ich die Ursache ganz offenherzig, was (mir) dann ein strenges Verbot zurzog, auf welches ich dann auch sehr gern einging, als mir die Mutter zu diesem Zwecke ihren Kopf zur Disposition stellte.

Die ersten Tuschkfarben, welche ich bei einem anderen Knaben sah, machten mich sehr glücklich, und es blieb dieser solange mein Magnet, bis ich endlich selbst so glücklich war einen mit 8 Farben zu besitzen. Da ich kleiner Purz doch besser malte als der große Knabe, so durfte ich jene oft benutzen, um für ihn Bilder damit zu malen. Dosters aber mußte ich wieder abziehen, ohne das Glück genießen zu haben mich des schönen Anblickes zu freuen und mit ihnen zu malen.

Mittlerweile aber war nun die Zeit gekommen, wo ich in die Schule gehen mußte, und nicht lange nachher auch wie es Brauch von der Beschäftigung meiner Eltern meinen Teil auf mich nehmen, wodurch mir meine Zeit auf sehr betrübt Weise gekürzt wurde. Ich durfte jetzt, wo ich Farbe, Papier und Bleistift besaß, erst zu meiner Lieblingsbeschäftigung greifen, wenn ich das Ziel meiner aufgegebenen Arbeiten erreicht hatte. Im Sommer blieb mir dann, wenn ich mich recht beeilte wohl noch eine Stunde des Tages übrig. Im Winter hatte ich an und für sich noch einen Teil des Abends nötig, um meiner Pflicht Genüge zu leisten,